

## Geleitsätze zu Maria Laubers Gedichtwerk

von Rainer Stöckli<sup>1</sup>

### Erstens: Das Lob eines Berglandes, einer Talschaft

*O [stuendischt] omna uf em Grat [...] u gsuhischt ahi tüüf i ds Tal [...] bis wann der Bärg höei, stil u klar jitz vur ds Holiecht ufstiit – [...]*<sup>2</sup>

*Der Berg hoch, still und klar voll lichter Morgendämmerung!* Der Gestus des Lobs ist in Maria Laubers Gedichtwerk unüberles-, unüberhörbar. Ein Berner Oberländer Bergtal – Areal des Herkommens – ist aufgerufen, ist wieder und wieder mit Zeilen wie den angeführten geschichtet: der Grat oben / die Talebene unten / im Rücken der Hauptfigur ein besonderes Licht. In der ersten Zeile das 'Gratlob' (optativisch, das Sehnen, *oben stehen zu dürfen*, heimwehelig); im Zug der vier Strophen dann die Architektur dieser besonderen Landschaft, suggestiv, selbstbezüglich, empfindsam.

Die Hauptfigur umgibt sich – zuerst in der Ich-Form, dann in Form der Selbstanrede –, umgibt zuletzt uns Leserinnen und Leser insgesamt mit Wunschvorstellungen. Wer einmal die Gipfelhöhe erlangt hätte, stünde vor letzten Schritten zum Himmel, ja vor Schritten in den Himmel hinein. Wir staunen. Will man heutzutage – fünfzig Jahre nach Laubers Tod – für eine solcherweis gerichtete 'Bergaufsicht', für solche Poetisierung eines Lebensabendsmoments, für die schliesslich verklärende Himmelwärts-Gebärde dankbar sein? Die Frage stellt sich einem nachgeborenen Literaturgeschichtler nicht nur erst dann, wenn er zu Geleitsätzen für die Neuherausgabe eines Gedicht-Œuvres geladen ist; fehlte nämlich in den *«Holiecht»*-Strophen neben der Sentimentalisierung der Aufsicht die Preisung der Bergschau, fehlte im mystischen Text die Lobsagung des Lichts, so hielte man eine Einlassung auf Lauber-Lyrik für eher nicht mehr lohnend. Jedoch: in einer Kombination wie im hier herangezogenen Gedicht 'vergutmütigt' das Berglob die Wendung zur fromm-finalen Aussage – und umgekehrt.

Poetische Anlagen wie die eben besprochene fertigt Lauber nicht selten. In *«Fyraabe»* zum Beispiel (S. 105), in *«Aberot»* (S. 108). Auch nicht häufig, dass wir geografische Echtnamen zu lesen bekommen: die Schlafegg (in *«Föhn»*, S. 92 und in *«Herbschtaabe»*, S. 112), die Wyssi Frou (in *«Uf d Syta gstellts»*, S. 101), der Niesen (in *«Der Luft II»*, S. 58), die Männliflue (in *«Wymaanetsunntig»*, S. 34) sowie der Dreispitz (in *«Dryspitz»*, S. 106). Textursprung mag frühes Erleben sein, Erlaufen dieser Region, später die Lyrisierung der Erinnerung daran, während Jahren des Alterns dann die Aufarbeitung der Zirkumspektion, die nostalgische Nachschrift Rundumschauens, gern mit ungefähr den je imaginierten Etappen des *Hochsteigens zum Grat – dann und wann Verharrens («albeniinischt blybe stah»)* – *Atemschöpfens – Geduldübens, bis einem leicht wird ...* Entweder das. Oder aber wir lesen – ebenfalls eine Grundstimmung in Laubers Lyrik – die Benedeiung der bergigen Umgegend, auch die

---

<sup>1</sup> Zum Autor: Rainer Stöckli, 1943 in Gossau/SG geboren, 1963 Maturität Typus A, Studienjahre in Fribourg, lebt und liest seit 1976 im Appenzeller Vorderland. Hat nach der *Appenzeller Anthologie* (2016, mit Peter Surber) und nach einer weitläufigen *Vaterunser-/Mutterunser-Sammlung* (2017, mit Ina Praetorius) die 230 *Sonntagsgedichte der 'Ostschweiz am Sonntag'* in Buchform herausgebracht und 2019 sein (nach 1996) zweites *Totentanz-Kompendium* veröffentlicht (Edition Isele). – Gründliches in *«Kürschners Deutschem Literatur-Kalender»*, 73. Jg. 2022/2023, S. 882.

<sup>2</sup> Aus *«Holiecht»*, S. 90. 188

nicht ohne eigentümliche Empfindungsschwere der Dorfschullehrerin, die ihr Land schaut und es dichtet.

Beispielhaft im Gedicht <Dryspitz> (vorliegend S. 106). Im Gedichtanfang ohne Umschweif die Anrede an den «hiilige Bärg», einen Schweiger und Schauinsland, 2500 m hoch, «im schneäwige Mantel» vor Augen stehend. Keine Strophen, kein Endreim. Vierzeilige Ansprache in 'freien Versen' an den Kientaler Gipfel (zwischen hinterem Suldtal und Spiggegrund gelegen). Ton einer Hymne:

*Un aliwyl schwügscht, u gseäschd sövel wyt  
uber e Seä, uber Hubla u Tal. [...]*

*Aber wi schwerzer u hœjer dass d Schatte sig strecke, dest rosefarbiger lüüchtet der Grat.*

Im letzten Gedichtviertel dann der – in Laubers Lyrik geradezu notorische – Selbstbezug (*i stahn u stune – lang nug lutera im erlöschenden Licht stiiit der Grat*), die abgesetzte Schlusspartie riskiert die 'Apostrophierung' «o Dryspitz». Solche direkte 'Zuwendung', in Berg-Elogien gang und gäbe, wagt Lauber auch in schriftdeutschen, ungedruckten Jugend-Gedichten: «Ihr Berge» / im poetischen Reden von «allen meinen Bergen»; und etwa auch in der 1965er-Zusammenstellung *Hohliecht* (nicht mehr in der vorliegenden Ausgabe): «O Gratwäg hœi ot alem Tal!». Man darf die Zeile getrost neben Zwillingenzeilen setzen wie die aus <Eämdt> (S. 110): «O luubs u liebligs Mattegrüe!» – exemplarisch 'Lob der Grasernte', oder neben die lyrische Anrede an einen Raben: «Ääluube Vogel, ghab dig net!» (S. 135). – Andernorts Ansprachen an die Kuhherde / an Huflattich / den Föhnwind / den Mond / ans Glockengeläut im Herbst ...

Der Rühmung insgesamt der Frutiger alias 'Frutinger' alias 'Fruttinger'-Landschaft könnte unsereinem begegnet sein, lang bevor man Zugang gesucht oder gewonnen hätte zu Laubers Gedicht-Œuvre. Nämlich in einem Berner Lied von 1537, als Apiarius-Druck 1937 nochmals an den Tag gebracht, faksimiliert, wieder in Bern. Dem Verfasser des Gesangs sind, seinerzeit, wichtig gewesen die Friedfertigkeit der Leute daselbst, der allzeit fruchtbare Boden allerorten, die Viehhaltung und der Weinbau, die Bändigung des Laufwassers vom Hochgebirge bis zur Mündung der Kander in die Aare.

*Frutingen / Sanen / Sibenthal  
die hant den pryss noch umberal  
mitt fleisch / käss / ziger / ancken. [...]*

*D Küe gönd im krut biss an den buch im Sommer uff den Bergen hoch  
im winter stand s in Schüren. [...]*

*Alls wasser, das im Landt entspringt und von den schönen bergen rünnt im thal zuosammen faren.  
Im Kander schon glych unter Thun da falt es inn die Aaren.*

Nicht all das kommt in Laubers dichterischem Werk neuerlich zu Wort: das Volk nicht, nicht das Wappentier, der ehrenwerte König Salomon nicht, nicht der Preis treutüchtiger Gattinnen, auch nicht der über allem gnadenreiche und fürsorgliche Gott im Himmel. Hingegen der Sonnenglanz, der Wolkenzug, die Windsbraut, Bachgeplätscher und Falterwiegen, Blumenpracht und Vogelruf, Abendgold und Sternenlicht. Gepriesen werden wieder und wieder die Jahreszeit, die sichere Wohnstatt, die nahe Waldlichtung, der Greifvogelflug, das Bussard-Kreisen. Lauber nimmt auch die Haselblüte in Acht und den Märzenstaub, die Grasernte, die Heimkehr des Viehs; gelegentlich dichtet sie ganz konkret das Lob der Meise, der Wegwarte, der Anemone, des Lärchenholzes, der einzelnen Schneeflocke, des Luftzugs respektive der Bise.

Mit diesen und manch weiteren Ingredienzen aufersteht nicht bloss ein Lebensumkreis, vielmehr ein Kosmos, absichtlich nicht-urban, bodenständig, 'frugal' im lateinischen Wortsinn: *nutzbar*, und zwar dem genügsamen Menschen. Eine weit zu fassende persönliche Umgegend, welche eine Bergland-Partisanin beheimatet, aber eben auch isoliert. Mit einem eigenen Pathos tritt allbereits 1925 in der *«Frauen-Lyrik»*-Anthologie (in Zürich bei Rascher erschienen) Laubers Eloge der Bergwelt auf, schriftsprachlich! Schon in Teil I des Preislieds scheinen Laubers Bilder vom Schweigen / vom Zwiesprache-Halten mit der Sternenwelt / von der Himmelschau auf; die auch damals freien Verse geben Kunde von der Magie zwischen Geschöpf, Schöpfung und Schöpfer. – In Teil II ändert der hymnische Ton in den Gestus der Anbetung: «Lasst mich zu euch [den felsigen Stirnen] die Stirn erheben, / Die unerschütterlich ihr steht [...]» (In *Tag und Traum*, *Frauen-Lyrik der Gegenwart*, S. 63.)

### **Zweitens: Die einst gefeierten Heimat- und 'Volks'dichter – haben sie sich selbst überlebt?**

*I ghöeren dür das Lütte:*

«Chumm hiim, du ghöerscht zun öes! Was woscht bi fründe Lüte!»<sup>3</sup>

Ins Jahr 2023 hinein bringt die Kulturgutstiftung Frutigland Maria Laubers Gedichtwerk neu ans Licht. Ans Licht der Sonne, das die Lyrikerin öfters gerühmt und ihrem Gott innig verdankt hat; ans Licht aber auch der Leselampen, worunter Zeitgenossen oder woneben Liebhaberinnen so älterer wie neuerer Dialekt-Poesie vorwiegend gereimte Strophen (Vierzeiler) aus recht der Mitte des vergangenen Jahrhunderts überdenken. Vielleicht auch hinterdenken ...

Für die 1965er-Ausgabe der *Gedichte* (Francke, Bern) hat Emil Max Bräm in seinem «Hinweis» die Mittsechziger-Jahre 'eine Zeit des Umbruchs' geheissen und gefolgert, 'die Neugier auf Neues' überschreie die tradierte dichterische Darlegung des Naturgemässen. In diesem «Hinweis» verwendet der Literaturhistoriker (1905–1997) damals wie heute gefährdete Sprachbilder: dasjenige vom «dampfenden Acker», das von den «alten Gesetzen der Natur», das vom «langsamen Reifen der Früchte». Und unterstellt Laubers Gedichtwerk einer Sparte von 'Schöner Literatur', welche das «Merkmal des Land- und Bodeneigenen» trage. 'Klassisch gültig' auch in dem Sinne, dass in Laubers Œuvre die Frutiger Mundart gefasst sei und bewahrt – «mit ihrer schwebenden Melodie, den reichen [Wort-]Endungen, den weichen Diphthongen [Zwielauten] und den leicht summenden Nasalendungen (-en, -em)», Lob schliesslich des «reichhaltigen alten Wortschatzes».

Diesbezüglich, punkto Wortschatz der Frutigtalerin und bezüglich grammatikalischer Exklusivität ihres Dialekts, fällt es leicht zuzustimmen. Die Leserschaft ihrerzeit war in «Vorab»-Sätzen der Autorin («Frutige / ot dem Wald»; «2. Wintermaanet 1965») daraufhin konditioniert, im vorgelegten Band

*näb em Patriziertütsch, nam Emitaller- und Oberlendertütsch og diz jüngscht Bärndütschchindi, öes Frutigtütsch, im Sunntiggwendi uf sy[m] Poschtamenti*

wahrzunehmen. Frutigtütsch! Im «Sunntiggwendi»! Auf einem Postament! «I ha [das] gääre wele». Die Rechtschreibung dieser ihrer Mundart sei freilich «e schüüchter schweri Ufgab gsy».

---

<sup>3</sup> Aus «Chumm hiim», S. 10.

Auch dazu nickt unsereiner vorbehaltlos. Wer in der Lage ist, die 1965er-Ausgabe mit der Neu-Edition zu vergleichen, dem gehen unverzüglich (wie die Sprache sagt:) die Augen auf. Schon der erstabgedruckte Vierzeiler überzeugt, die zugehörige vierte Strophe nicht minder:

*Chumm hiim*

*Bi nug i d Fremdi ggange, wa's Aabe glüttet het.  
U syder dür allz Plange vergissen iig das net.*

Konsequent (um nicht zu sagen: 'unvermeidlich'), dass solches Glocken- läuten fürderhin 'heimruft'.  
Wörtlich:

*Chumm hiim! Gugg, d Bärge schyne, wa ds Dorf im Fride lyt.  
Chumm hiim, di Taga schwyne. Chumm entlig, es ischt Zyt.*

Die Orthografie dieses Gedichts findet die geneigte Leserin auf S. 10 zurecht- gerückt – wie überhaupt im Buch von da an systematisch à jour gebracht.

Bräms Sprachbilder jedoch? Soll der Acker, zwanzig Jahre nach Ende des Dritten Reichs, noch oder wieder dampfen? Soll 'das Bodeneigene' nach wie vor oder eben neuerlich / abermals in die Literatur wuchern? Eine Literaturrezeption, die dann Poesie der 'Heimat- und Volks-Dichter' weiterhin als «kostbare Perlen» erachtet? – Das Etikett mit 'Heimat' und 'Volk' steht in Dieter Fringelis Aufsatz über Mundart und «modern mundart» (Reinhardt, Basel, 1975, S. 113); das Sprachbild mit den 'Perlen' in Bräms Klappentext per 1965. Fringeli verwahrt sich zwar dagegen, dass einer sich 'mokierte' über schwächliche Erzeugnisse helvetischer Mundartautoren (ebd.). Aber urteilt als breitest belesener Literaturgeschichtler, nicht zuletzt als Lyriker, sowieso als Anthologist über Zweit- und Minderrangige: solcherart Dichtwerk überlebe sich selbst.

Wessen und was für Dichtwerk? In seiner ersten Namenreihe stellt Fringeli – nur grad ein paar Zeilen nach dem hier zitierten Urteil – Paul Haller, Meinrad Lienert, Fritz Liebrich, Albert Streich himmelweit übers Durchschnittliche hinaus: 'begabteste' Schweizer Mundart-Dichter! In der zweiten Namenreihe des erwähnten Aufsatzes – keine ganze Druckseite nach dem Urteil – führt Fringeli nebst den oben Genannten Dominik Müller (von Basel gebürtig) auf, Gertrud Burkhalter (Biel), Adolf Frey (Aarau), Albin Fringeli (Solothurn), Maria Lauber (Frutigen), Carl Albert Loosli (Emmental), Traugott Meyer (Baselland), Josef Reinhart (Solothurn) und Georg Thüerer (Glarner Mundart): sie alle bemerkenswerte 'Vertreter' der «alten Schweizer Mundartlyrik» (S. 115).

Deren Veröffentlichungen also nach wie vor *nicht überlebt* sind? Möchte man heute fragen ... Im Jahr 1991 hat Fringeli seine Wertungen nochmals vorgelegt. Mustergültig aufdatiert. In Klaus Pezolds (und seines Autorenkollektivs, vier Spezialistinnen unter ihnen) unübertroffener *Geschichte der Deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert* (Berlin: Volk und Wissen). Unser Glück, dass darin Maria Laubers Einschätzungen ihres sozusagen unentbehrlichen Zeitgenossen Albert Streich erhalten geblieben sind. «lifach, schlächt u rächt» sei die Sprache des Dichterkollegen (in Hochsprache übersetzt *einfach, echt und gut*, Pezold, S. 304); lebenslang habe er sich «alem Chlyne angnu» (alles Kleinen sich angenommen). – Laubers Strophen auf Streichs Ableben sind vorliegend S. 131.

In seine 1972er-Zusammenstellung von Schweizer Mundart-Lyrik *Mach keini Schprüch* (Zürich: Artemis) hat Fringeli – neben den Modernen und neben Liedermachern (die damals, instrumental begleitet, landesweit aufgetreten sind) – Albert Ehrismann und Sophie Hämmerli-Marti mit einbezogen. Neun Jahre darauf sind in der erweiterten Neuausgabe – nunmehr von Egon Amann

nicht bloss angeregt, sondern eigenverlegt – auch Arnold Kübler, Felix Burckhardt alias Blasius, Julian Dillier namhaft gemacht und abgedruckt. – Von Maria Lauber hat Fringeli – in beiden Ausgaben – die Gedichte *«Schöeni Zyt»* und *«Troscht»* zum Vorschein gebracht. Beide im Wortlaut der 1965er-Ausgabe, das zweitgenannte jeweils in der achtzeiligen Variante – mutmasslich die biografisch spätere, jedenfalls die künstlichere, die syntaktisch und reimtechnisch riskante (vorliegend S. 118).

1967 hatte Dieter Fringeli bei Ernst Alker und dem Fribourger Altgermanisten Eduard Studer die Dissertation über Alexander Xaver Gwerder eingereicht. Bei Erscheinen seiner Mundartlyrik-Sammlung war er dreissig Jahre alt, scheute sich indessen nicht, in der Folge seine Exponenten der 'alten' Dialektdichtung für 'abgedrängt' zu halten. Wörtlich: «vollends ins Abseits gedrängt» – und zwar von den 'jungen' (oder 'jüngeren') Österreichern wie H. C. Artmann,

Deutschen wie Fitzgerald Kusz, Schweizern wie Ernst Eggimann. An seiner Gedichtauswahl – auch aus Laubers Œuvre – hält er noch 1981 ausdrücklich fest. So dass, wer will, aus dem *«Troscht»*-Text schöpfen darf die beiden Gemeinplätze, ein Leid habe – wie ungefähr alles im Lauf des Lebens – seine Zeit; eine Leidträgerin erfahre früher oder später Begnadigung.

In der zweiten Strophe (von zwei) nutzt die Autorin, Überwindung verheissend, eins ihrer charakteristischen Sprachbilder, nämlich, es blicke nach einer Stunde Weinens jedwede Verletzte 'getrost' «dür ds Uugewasser [düür]» (S. 118). Apropos *Augenwasser*-Bild: Geradezu leitmotivisch kommt es in der vorliegenden Sammlung vor, regelmässig im Umfeld von Kummerhaben oder starker Rührung (vorliegend z. B. S. 22, S. 26, S. 47, S. 62, S. 128).

Sich selbst überlebendes Dichterwerk? Erich Blatter reiht in seiner Lauber-Monografie (Berner Dissertation im Winter 1991/92) gut und gern 120 Gewährspersonen und Informanten auf. Auch heute fiele es – mutmasst unsereiner – nicht richtig schwer, Zeitgenossinnen nach ihrem Lieblingsgedicht aus dem Œuvre der Frutigtalerin zu fragen. Die gewisslich lebhaften Antworten, vom Vorzug Barbara Trabers für *«Schnyje»* bis eben zu Fringelis einem Wahltext *«Troscht»*; allenfalls bis zum Vorbehalt gegenüber dem früheren, dem sentimental *«Troscht»*-Text:

– enthaltend die 'Überredung' eines darbenden Vögelchens, da doch die Sonne heute blinzle / oder bald einmal blinzeln wolle / jedenfalls frühlingwärts / Winters Nebel zu vertreiben / da sie leuchten wolle, Eis schmelzen wolle, Vogelschnäbel aufwärmen wolle –

die voraussichtlich parteiergreifenden Konfidenzen brächten Empathie zum Vorschein, gespeist vom Respekt für Laubers Vokabular, Formenkunst, grammatischen Reichtum.

Nicht auszuschliessen jedoch, dass die warmherzige Suche nach dem 'Gedicht meiner Wahl' zu Rückfragen leiten würde: Wo denn in Laubers poetischem Werk die 1950er-Dorf-, die Schul-, die Bergtal-, überhaupt irgend soziale Wirklichkeit zu finden sei ... Wo die Erstweltkriegsjahre verblieben seien, die Schweizer Zwischenkriegszeit, später die Zweitweltkriegs-Sorgen, ob verdorrt / erstickt / ertrunken / verschüttet ... Ob über all die Jahre nicht das geringste Zeichen (nicht *ein* 'Ziiheli') im lyrischen Œuvre der Dichterin vorkomme. Zwar ist von der Fremde und vom Fremdsein einiger Bescheid gegeben – in Laubers Erzählprosa herrscht das Thema zeitweilig vor. Von den Wanderungen aber, von Touren, Reisen, Aufhalten auswärts: nicht ein Vers, kein poetischer Reflex. Im Feuilleton würde man fündig, in Jahrbüchern müsste man stöbern. Erich Blatter hat die Fundstellen akribisch zusammengetragen und per 1994 verzeichnet, chronologisch. Indes in den Gedichten keine Notiz aus dem oder übers Wallis (1920), aus dem Bündnerland (1928), von der Nordsee (1937), der Normandie (1938), aus dem Schwarzwald oder über Österreich (1959).

Einen einzigen lyrischen 'Ausgriff ins Weltweite' tut Lauber in unerhört übertitelten sieben Strophen: im Gedicht *«Nüuwseeland»* (1959: S. 17; 1965: S. 82/3; hier nicht mehr vorgelegt). Wir Leserinnen erfahren freilich nicht mehr als: der Zielort sei «ds äner Port / var Wält». Wer Abschied nehmend zurückbleibt (Strophen 6 und 7), rät zu Gottvertrauen und «wünscht [...] ds Uugewasser ab».

Der Verzicht darauf, mehr zu imaginieren / irgend 'ferne Welt' zu bebildern – ist es eine Weigerung und der Dichterin durchaus bewusst? –, hängt meiner Auffassung nach *wieder* (s. o. Partie 'Erstens') zusammen mit der Text-Anlage: auch *«Nüuwseeland»* ist ein 'Rollengedicht'. Es redet eine Figur an, die auszieht respektive auswandert; sie sowohl wie die Sprechende sind Chargen. Wir Leser werden bloss inne, was die dichtende Instanz (sie auf dem Podest) einer Auswanderin (Geschöpf ausschliesslich aus Ohren und Füssen) auf den Weg gibt.

Für *Rollengedichte* hat Lauber deutlich eine Vorliebe. Die Urheberin kann sich in ihnen offenbaren und doch versteckt bleiben. Wer sie liest, kann die Autorin nicht behaften. Im 1965er-Band treten – in Ich-Rollen – ein Verdingbub auf, ein Verliebter, ein Schafhirt, ein Knechtlein mit Ambition, eine Einsame ('Mauerblümchen'-Typ), eine Anschluss-Entbehrende, eine Eifersüchtige, eine Heimwehnatur, eine Bergnostalgikerin, immer wieder eine Liebesbedürftige, eine Trauerbegabte ... Apropos *Auftreten*: Meine Wortwahl sowie der 'Rollen'-Begriff an sich suggerieren die Institution 'Theater'. Dort, nicht ganz unpassend, spräche man möglicherweise von 'sentimentalem Fach'. Die einschlägigen Gedichte verführen selten zum Wiederabdruck. Das gilt übers ganze 20. Jahrhundert hin.

**Drittens: 'Wo' hat 'wer' und – im Gang des Jahrhunderts – 'wann'  
Gedichte der Maria Lauber weiterverbreitet?**

*Wi luubs ischt mier mys bröesi Land!  
Un ischt schier ds halba numen Gand,  
i chan da glych dahiime sy.<sup>4</sup>*

Erstdrucke von Lauber-Gedichten ausserhalb der beiden Sammlungen von 1955 und 1959 sind selten, Wiederabdrucke von Lauber-Gedichten nicht häufig. Der offenbare, der plausible Grund: in Deutschbünden / Glarus / Schaffhausen ist die Mundart der Frutigtalerin nicht ohne Weiteres zugänglich; die Herausgeber der beiden Büchlein haben gutgetan daran, den Texten Worterklärungen bzw. ein Glossar beizustellen. Einen privaten oder persönlichen Grund sehe ich darin, dass Maria Laubers lyrische Äusserungen 'konfidentuell' sind. Sie haben von Natur aus etwas Vertrauliches, stammen aus dem Inwendigen.

*Wiederabdrucke!* Ich habe mich langhin bemüht, Anthologien in meiner Reichweite zu besichtigen, um Lyrik von Maria Lauber 'wiedergegeben' zu finden – Gedichte von ihr neben Poesie von Zeitgenossinnen, sei's in Schriftsprache, sei's in Dialekt. Die Quintessenz im Folgenden reiht chronologisch, was zu finden war. Sachgemäss ist solche Zirkumspektion eines Einzelnen nie vollständig; hier im Netz könnte man sie aufwandlos komplettieren ...

Auffallen dürfte, dass die Aufmerksamkeit für Laubers Gedichtwerk im Jahrhundert, das wir 'das unsrige' heissen, allmählich ganz versiegt. Die im Folgenden gelisteten Wiederabdrucke – nach Verlagsjahren gereiht – habe ich, bei jeder guter Gelegenheit, dazu genutzt, eine Lesart zu notieren, einen Deutungsansatz zu proben. Müssen sie 'Exkurse' heissen? Aus meiner Sicht sollte Laubers belletristische 'Umgebung', die Nennung simultan schaffender Schriftstellerinnen, nicht fehlen. Im

---

<sup>4</sup> Aus *«Luubs Land»*, S. 27.



Idealfall leisten literargeschichtliche Recherchen, leistet Inachtnahme des Zeitgenössischen das, was man nennen dürfte *das Werk einer Dichterin betten*.

**1919** – Als **Gottfried Bohnenblust** das Lob des Vaterlands, Untertitel *Die Schweiz im heimischen Liede* zum Vorschein bringt (bei Rascher in Zürich), ist noch keine Lauber-Lyrik verfügbar, jedenfalls nicht öffentlichgemacht. Überhaupt 'fehlen' in Bohnenblusts Textlese Dichterinnen weithin. Eine einzige ist einbezogen, nämlich **Gertrud Pfander** (1874-1898). Ihr 'Poem', achtzeilige Strophen mit Refrain-Zeile, ist *«Rheintal»* getitelt; es probt Aussagen und notiert eine Haltung, welche Attitüden in Laubers Poesie voransagt. Das dichterisch hergestellte Ich bekennt seinen Vorsatz, einigermaßen fern vom und hoch überm Rheinfluss ruhen zu wollen / das Blumenrund in Acht zu nehmen / hinunterzublicken «zum blühenden Wiesengrund» / den Herdenglocken zu lauschen / zu «vergessen und selig [zu] sein!» (S. 30) In der vierten, der letzten Strophe ist 'Überwältigung' eingeräumt und es fallen Tränen.

Weil im Gedicht Ritterburgen erwähnt werden und der Rhein Strom sei, scheue ich mich, das Sankt Galler Rheintal für konterfeit zu halten, wiewohl «der Berge Kranz» rage und «Kett an Kette» sich reihe.

**1925** – Von den schriftsprachlichen 'Berglob'-Gedichten in der Sammlung *Aus Tag und Traum* (untertitelt «Frauen-Lyrik der Gegenwart») war im ersten Abschnitt die Rede (s. «Erstens»). Erich Blatter ist bei der Arbeit an seiner *Lebensbeschreibung* der Maria Lauber (Frutigen 1994) weiterem Preis des Bergumlands begegnet: der kostbaren Fügung «der Heimat grün Gebreitet», der präziösen Metapher «Frührotschein», 'Apostrophierungen' wie «ihr Berge» / «ihr Firnen», den besitzgreifenden Formeln «in» bzw. «aus meinen [!] Bergen», gern mit dabei der Sternenhimmel-Aufblick. Auch da bereits, in mutmasslich zeitnahen Texten (laut Vermerk «meist Jugendgedichte»), der Gebetsgestus und weiteres Höhenweh.

Im Band übrigens – herausgegeben von Hans Reinhart und Julie Weidenmann – lyrische Arbeit der Zeitgenossinnen Marie Bretscher, Gertrud Bürgi, Olga Diener, Nanny von Escher, Martha Pfeiffer-Surber (Dialekt), Francisca Stoecklin, Regina Ullmann. Nicht zu kurz kommen die Sujets 'Abschied' / 'Nacht' / 'Herbst' / 'Einsamkeit'; Bertha von Orelli evoziert ihr «blaues Tal» mit Lauber'schen poetischen Verfahren und säumt es mit lauberisch-innigen Wunschbildern – auch in vierzeiligen Strophen, ebenfalls kreuzgereimt.

**1934** – Auf's Jahr 1934 hat der erwähnte Rascher Verlag, Zürich – über Jahrzehnte hin advokatisch rege für Schweizer Schöne Literatur – eine Feiertage-Anthologie veröffentlicht: *Festliches Jahr. Gedichte zum Vortragen*. Die meisten Beiträge aus der Deutschschweiz, ein Drittel der Feiertags- und Festzeitgedichte, kreisen um Weihnachten und den Jahreswechsel. Maria Lauber hat man offenbar nicht um Einschlägiges ersucht. Hätte sie allbereits damals (nicht erst in den 1950er Jahren) schon über Lyrik zum Thema verfügt? In ihren nachmaligen Gedichtbändchen sind *«Wynächte»* resp. *«d Wynachtszyt»* jedenfalls Titelwort resp. Reimwort; im *Hohlicht*-Bestand (1965) liest man weitere Advents-, Weihnachts-, Jahreswechsel-Poesie.

Zum Zug kommen in der erwähnten Textlese Olga Diener, Clara Forrer, Sophie Haemmerli-Marti (Dialekt), Martha Pfeiffer-Surber (Dialekt), Regina Ullmann, Rosa Weibel, Julie Weidenmann. – Beiträgerin war auch **Cécile Lauber** (1887-1981). Mit zum Beispiel einem gereimten, formal aussergewöhnlich gestalteten Gedicht (Schema 2 / 4 / 2 / 4 Zeilen), Titel *«Neujahr»*. Frappant übrigens, dass die vorgeborene Schriftstellerin – mit 'Glocken und ihrem Läuten' zeitlebens auch mehrfach befasst – ebenfalls aufs Glockenläuten zu sprechen kommt (solches in «frosterfronner Nacht» statt während leis melancholischer Herbstmonate); ja dass beide Dichterinnen Lauber Glocken in ihrer Lyrik anreden ('ihr', zweite Person Plural) – also mit Glocken gewissermaßen das Gespräch aufnehmen.

Die ältere Cécile Lauber hat 1937, vierzigjährig, ihren ersten Gedichtband publiziert (bei Schünemann in Bremen); im gleichen Jahr wie Maria Laubers Gedicht-Erstling dann die deutlich erweiterte Sammlung bei Tschudy in St. Gallen (145 Seiten, gegenüber anfänglichen 100).

**1955 / 1956** – Maria Laubers erstes Gedichtbändchen ist aufs Jahr 1955 zu datieren; das Büchlein mit vierzig Einträgen, in der Frutiger Buchdruckerei Rudolf Egger gefertigt, nennt kein Verlagsjahr. Mein Exemplar ist gewidmet, die Autorin (sie zeichnet als 'Tante') hat es «Weihnacht 1956» zum Geschenk gemacht.

Im folgenden Jahr 1956 bringt der **Berner Schriftstellerverein** im Verlag Paul Haupt «eine zeitgenössische Anthologie» ans Licht, Haupttitel *Berner Lyrik*, vorgewortet von P. Eggenberg und A. Riesen – eine Gedichtlese, welche fünf Verfasserinnen einbezieht, unter ihnen Lauber; auch unter ihnen Jahrgänger zwischen 1920 und 1930, also 'Junge' (letztere auffällig oft bei Eirene oder von Tschudy – beide in St. Gallen – verlegt).

Die drei Lauber-Zitate sind Wiederabdrucke aus *Mis Tal*: «*Under Tane*», das Liebesgedicht, «*My Muetersprach*», die Eloge ans Frutigtaler Idiom, «*Chumm hiim!*», die Heimwehkonfession. Sie dürften die Leserschaft ihrerzeit – die einen wegen des 'einfachen Tons' vereinnahmt haben, andere wegen des 'hohen Stils' ehrerbietig gestimmt haben. Reime *Chranz* auf *Tanz* / *warte* auf *Garte* / *Zyt* auf *lyt* (für 'liegt'); einprägsamer Takt *under Tane, under Buehe* ('Buchen') / *gahn ig truurig still für miig*; demgegenüber Stäbe wie *Früüd u Fyr* / *Wärch u Weä* und künnerisches Enjambement:

*wi ds bblüemlet Pfäffi bischt, wa ds Chind  
am eärschte Summermorge triit*

in der zweiten Strophe von der 'Muttersprache' gesagt, einer von vier 'hehren' Vergleichen, alle aus der Domäne der landesüblich festlichen Gewandung – so 'hehr' wie in der vierten Strophe (von fünf) das Bild vom *Röckli*,

*... wa zum Fescht  
i schwerer, schwarzer Syde triit  
ds alt Mueti, we's i d Chilha giit*

(zitiert nach der Ausgabe 2023: S. 11).

**1963** – Aufs Jahr 1963 hin bereitet der Redaktor, Erzähler und Publizist **Otto Zinniker** (1898-1969) ein weiteres seiner 'Berner Heimatbücher' vor: das *Lötschberg*-Heft. Davor ist ein *Grimsel*-Heft erschienen, danach ein *Susten*-Heft. Offenbar kommt der Verfasser nicht umhin, das Gasterntal, das Kandertal, das Kien- und das Engstligental mitzuporträtieren. Ausgiebig das Frutigland – Zinniker heisst es 'Quertal' und beschreibt «Arbeit und Brot» in dieser Talschaft, separat auch deren Kulturwesen. Weil er die beiden Gedichtbände der Lauber zu Verfügung hat und von der Mitarbeit der Lyrikerin am «Frutigbuch» weiss, ist Gelegenheit, in seine Darstellung das Gedicht «*Leärch*» einzubringen.

Der erwähnte Nadelbaum ist in Laubers Sprache männlich, 'er' steht in der Herbstzeit wie eine Flamme «hiitergälb» im Grün von Tannen, das vorhält. Das rare Adjektiv «älb» ist gesetzt (für 'falb'), das malerische Verb «greäuwtschele» kommt vor (ein Inchoativum im Sinn von 'grauwerden'). Die Abschrift im Heimatbuch Nummer 88 zeigt orthographisch, gegenüber der 1955er Vorlage, Varianten; wohlthuend mutet an, dass im angemessen elegischen Abgesang auf die farbenreichste Jahreszeit keine 'Selbstzuwendung' passiert – wie öfter in der «Hohliecht»-Textfolge von 1965. (Ausgabe 2023: S. 41.)

**1967 / 1968** – Aus den Jahren 1967/68 gibt es ein Faltblatt des Berner Francke Verlags: Werbung für die vierbändige Lauber-Edition. Darauf ist Band 2 mit den Erzählungen für Frühjahr 1967 angesagt, ist Band 3 als «in Vorbereitung» seiend versprochen und wird eingeladen zur Subskription der Sprechplatte «Uwätter uf em Renggli».

Erich Blatter führt in seiner 1994er Monographie die verlautbarte Erzählung auf (eigentlich ein Ausschnitt aus «*Gloggi us der Tüüffi*») und verzeichnet die Gedichtfolge: 16 Texte, unter ihnen «*Uf em Blätz*», «*Amnen Grab*», «*Es Tor giit uuf*». Ich stelle diese drei heraus, weil man sie als eine Trias lesen dürfte: vergangen – gegenwärtig – künftige. «I sine», sagt die Verfasserin, «wi vergiit di Zyt.» Das ersterwähnte Gedicht erinnert ehemalige Frühtagmühe, atemberaubende Hitze, Rückenweh, Nackenschmerz – der Flecken Land, welchen die Ich-Figur (hier haut- und herznah an der Autorin)



streift, ist scheint's Familienbesitz gewesen. – Das zweiterwähnte Gedicht redet vier Strophen breit ein grabgelegtes 'Du' an, trostfertig *jitz chascht du rüewig schlafe* sowie einverständlich, denn *na dyne luubem Bärge / usgrichtets ischt dys Grab*. – Im dritterwähnten Gedicht, dreistrophigem 'Selbstgespräch' innerhalb der hoch suggestiven Klammer einer Leserin-Anrede *Hescht du daas o scho iinischt gspürt?* (so wörtlich die Erst- und die Schlusszeile), wird *es herrligs, sunigs Land* erahnt; in der Folge deutet Lauber eine in ihrer Dichtung weissgott seltene Gestimmtheit an: mimisch als Lächeln, gemüthhaft als Friedfertigkeit. (In der Ausgabe 2023 S. 99 bzw. 62 bzw. 84.)

**1971** – Auf's Jahr 1971 hin bereitet der Seminarlehrer und Dialektologe **Hans Sommer** seine Porträts dreier Dichter des Berner Oberlandes vor. Das Bändchen erscheint als Neujahrsdruck des Francke Verlags. Der Herausgeber zieht von Maria Lauber – als nebst anderen mustergültig – die Gedichte *«Emitts»*, *«Ghi Wäg»* und *«Herbscht»* heran. Eine dunkelmütige! Auswahl, sofern wir vom leise witzigen, leise lehrhaften *«Eärschta Ryffe»* absehen (In der Ausgabe 2023 S. 42). Das Verbleibenwollen im Tal ist heraufbeschworen, gar über den letzten Lebttag hinaus; der Verlust der Jugend ist beklagt, mit deren Nachschein muss ein «urüewigs Härz» sich zufriedengeben; die Spätzeit des Jahreslaufs ist mit der Spätzeit des Lebensganges ineingesetzt.

Im Essay über 'Sprache und Dichtung' des Berner Oberlands probt Sommer übrigens – unter Einbezug des modernen Verkehrsvolumens / der Bevölkerungsmischung / der «soziologischen Umschichtungen», schliesslich von (wohl auch literarischen) Modeströmungen – probt Sommer also das Urteil, junge Leser der Autorin Lauber (geboren 1891) / junge Leserinnen der Autoren **Fritz Ringgenberg** und **Albert Streich** (1891 resp. 1897) möchte deren Vokabular (ich füge hinzu: gewiss auch deren grammatische Praxis) «recht altertümlich» anmuten. Der Sprachbrauch von 1950, der Formenkanon in der ersten Jahrhunderthälfte 'überlebten sich' im Fluss der Zeit. Schneller womöglich, wenn 'Dichtung' im Blick ist (im Gegensatz zu Erzählprosa) / wenn diesfalls eben (statt 'Lauftext') Versfuss, Takt, Reimkunst, Strophengestalt, Metaphorik unter die Lupe geraten.

**1972 / 1981** – Auf **Dieter Fringelis** Wahltexte ist im zweiten Abschnitt eingegangen worden (s. «Zweitens»). Als Anthologist sowie in seinen Essays hielt er von Albert Streichs dichterischer Kunst merklich mehr als von Laubers lyrischem Oeuvre – sechs Zitate in *Mach keini Schprüch*, ein *«Eugewwasser»*-Textlein darunter und die alles überragende Momentaufnahme mit Titel *«Wehtiends»* dabei ('was weh tut', Ausgabe 1972: S. 48; Ausgabe 1981: S. 58).

**1977** – Für die Schallplattenreihe «Schweizer Mundart» (Ex Libris, nach Mitte der siebziger Jahre) hat der Spiele-Verfasser und Redaktor **Hans Rudolf Hubler** (1922-2014) die Stadt Bern / das Berner Mittelland / das Berner Oberland nach Tonband-Aufnahmen, nach Mitschnitten von Radiosendungen durchforscht. An der Seite von Haslitaler / Simmentaler / Lüttschinentaler und Saanenländer Dialektmustern beliebte eine Frutigtaler Viertexte-Sequenz in Laubers Original-Rezitation; zu Gehör gebracht sind die Gedichte *«Abschied»*, *«Under Tanne»*, *«Leeär»* und *«Holiecht»*. Darf man aufgrund der Schriftform der Texttitel vermuten, dem Herausgeber hätten Laubers Lesevorlagen, u. U. Manuskripte vorgelegen?

Die erst- und die zweiterwähnte Einspielung formulieren Verlustklagen. Es möchten 'Rollengedichte' sein (s. o. «Zweitens»), wie vieles im lyrischen Oeuvre Maria Laubers – man muss sie also nicht verfasserbezüglich rezipieren. Aber die Tonart ist, ab erster Strophe, *in Moll* gehalten, wirkt gemütverdunkelnd. Das Thema 'versäumte Zweisamkeit', verpasstes «z Zweijesy» (Ausgabe 2023: S. 32) ist in Laubers Dichtwerk vorrangig – zum Glück besteht es undramatisch und unpathetisch neben der, ja gegen die poetische Erhöhung der Kreatur, als da wären die Gedichte mit Schaf und Lamm, Kuh und Katze, Käfer und Schmetterling (etwa «Pfyfölti», Ausgabe 2023: S. 96), sodann mit Vögeln, gern Singvögel, eminent indes «dr Wyih» ('die Weihe, Bussard', Ausgabe 2023: S. 95), endlich schöpfungsordnungab- bzw. -aufwärts mit Baum und Blatt, Knospe und Klee ...

A propos 'Weihe': Laut «Lesebuch / Lexikon / Chronik» mit Titel *mutz* (hg. Hans Erpf und Barbara Traber, Bern 1989) hat die Schriftstellerin Ida Röthlisberger (1899--1991) im Gedicht «Wendelsee» schriftsprachlich, aber gänzlich im Stile Laubers die Zeile *Hoch in den Lüften segelt ein Weih* öffentlichgemacht. Wahrscheinlich aus dem Sortiment selbstverlegter Gedichte, Eigenverlag 1962.

Die zweitgenannte Einspielung ist ein eigentliches Liebesgedicht. Die Ich-Figur in einer für Lauber typischen Haltung: intensiv wartend / auf ein unerreichbares Du / dann – Wartens müde – traurig / trostbedürftig / der zweite Augenwasser-Text in der 1955er Sammlung (Ausgabe 2023: S. 26).

**1978** – Aufs Jahr 1978 hin zieht **Werner Weber** in seinem Zürcher Seminar (ab Wintersemester 1975/76) Lyrik «von über 100 Autoren der deutschen Schweiz» heran. *Autorinnen* kommen im Kompendium gezählte zehn vor. An Maria Lauber erinnern er und seine Seminarzirkel vermittelt «Schöeni Zyt» und «Emitts» – also mit zwei Gedichten je auf eigener Seite, übrigens von rund 420 Druckseiten. Noblerweis in Gesellschaft mit den vorgeborenen Sophie Hämmerli-Marti und C. A. Loosli (Buchkapitel 3), andererseits an der Seite der nachgeborenen Gertrud Burkhalter (1911-2000). – Webers Hauptanliegen war es, Kategorien literarischer Wertung zu suchen / zu prüfen / zu finden. Für **Albert Streich** hat die zuständige Herausgeber-Gruppe zirka so stark Partei genommen wie Fringeli in seiner *Mach keini Schprüch*-Sammlung.

Bemerkenswert das schöne Urteil in Webers Nachwort, für 'die Alten' sei Form ein Gehäus geblieben, für 'die Jungen' hingegen sei Form eher Weg gewesen, Weg ins Offene, Durchgang. *Probatum est* respektive prüfbar an der Streich-Auslese: an dessen partiell freierem Umgang mit Reimschemata und Strophierung (s. *Belege*, Zürich: Artemis, S. 83-86).

**1985** – Dreissig Jahre davor hat Maria Lauber ins Bändchen *Mis Tal* ihre *Himmelguegembröcki* und *Himmelguegemänni* berufen, scheint's für 'Marienkäfermännchen'; in ebender Sammlung *ds Güegi* für 'Tierchen'. Vier Jahre später aufersteht, in Laubers zweiter Sammlung, *Bletter im Luft* getitelt, das *Marte-Goldegüegi*, scheint's für 'Marienkäferchen'.

Rund zehn Jahre darnach, 1968 und wieder 1971, erscheinen **Ernst Eggimanns** früheste Dichtungen, in schlanken, schöngemachten *Arche*-Bändchen. Titel *Henusode*. Variiert *henu de so*. Nachzulesen im Gedicht «*venusode*». Im erwähnten Bändchen kann Eggimann mit Laubers herzigen Evokationen von Kerbtiernamen (Sechsfüsslern) spassen: anhand von *güegi / tonnergueg / himmugüegeli*, im Kontext mit – fröhlich skeptisch – der Frage, ob derlei Geschöpflein 'stechen', nämlich durch Menschenhaut in Menschenfleisch. (Zürich 1968, S. 17)

Mitte der achtziger Jahre ediert Eggimann «Liebesgedicht uf Bärndütsch», gemäss Untertitel 99mal *han emal es Meitschi gseh*. Darin ist der Herausgeber, leise, der Meinung, in Frankreichs Süden, sowieso in Paris betreibe 'man' – lesen Sie skrupellos: 'Mann' – das Werben und Verführen so charmant wie souverän (oder umgekehrt). In dieser Sammlung (Münsingen: Fischer) reiht Eggimann traditionelle 'Zuneigungs'- bzw. 'Zugeneigtheits'-Lyrik von Maria Laubers, nämlich «*Der Gade*», «*Aluege*», «*Blyb da!*», «*Nug es Mal*» und «*Under Tane*». In Lesers Gedächtnis haften die Verben *falben* und *rysen* und *tröuwen* (für 'gilben / sich herbstlich verfärben' resp. 'fallen', von Blättern gesagt, resp. 'dräuen / drohen'). Das *Güegi* im dreistrophigen «*Blyb da!*» ist unsereinem – Ostschweiz / Innerschweiz / Mittelland ausgenommen – geläufig. Erstmals seiner Lebtag (?) begegnet man in diesem Gedicht dem Adjektiv *hilbersch*, im Sinn von 'witterungsmilde'. Aug- und ohrenfällig verwandt mit dem Adverb *hilb* für 'vor Wind schützend' (in «*Luubs Land*», erstmals in der Ausgabe 1965: S. 29).

A propos 'meiner / seiner / ihrer Lebtag' Meint: zu Lebzeiten des Lesers / der Leserin? Ich gewichte die Aussage, indem ich auf Ernst Eggimanns Vorwort in der erwähnten Liebesgedichte-Sammlung rekurriere. Der Herausgeber urteilt sinngemäss, Maria Laubers Gedichtwerk sei so «in einer anderen Zeit», *wie* vergleichsweis der zarte Umgang von Emmentaler Liebesleuten miteinander «in einer anderen Zeit» statfinde (ein zarter Umgang «im Scheine einer Strassenlampe», unterm Taumel von Nachtfaltern ...).

Der erst- und der zweitgenannte Text in Eggimanns Auswahl (‹*Der Gade*›, ‹*Aluege*›) sind scheinbar nicht nachweislich Lauber-Gedichte. In die fragliche Liebeslyrik-Sammlung passen sie durchaus. Übrigens stehen sie im Verbund mit Mundart-Lyrik der Dichterinnen Gertrud Burkhalter (1911-2000), Marianne Hasler (Jg. 1953), Heidi Remund-Woodtli (1947-2014).

**1987** – In den achtziger Jahren haben **Christian Schmid-Cadalbert** und **Barbara Traber** eine «Anthologie neuer Mundartliteratur» komponiert. Von Maria Lauber sind die beiden Gedichte ‹*Schnyje*› und ‹*Vernachte*› einbezogen. Zitiert aus dem 1965er Band beziehungsweise aus *Bletter im Luft* (Ausgabe 2023: S. 126 bzw. S. 73). Ein Jahresschluss-Text und ein Tagesend-Text, die Feststellungen, da klinge so Lebens- wie Liebeserwartung aus, sind je grundiert auf vielmaligem ‘kein’ und ‘nicht’, auf dem ‘tot’ in beiden Gedichten, auf den Aussagen, es dunkle über den Wegen und es sinkt Angst in die Seele. Trost entweder noch im Schneefall, er dürfte – als Antwort der Natur – das Schweigen und das Zagen mildern. Oder aber im ‘Aufblick’ aus dem Schattenland rundum hoch zum Dreispitz, der ein Zeitchen noch «wien im Fүү» steht. Allerdings: Was bringt der Winter? Und wo bleibt der als Gespan, als Gespiel willkommen wäre? (Vgl. Ausgabe 1965: S. 11, 19, 24, 30, 86)

**1996** – Mitte der neunziger Jahre hat der Verfasser der vorliegenden Geleitsätze mit seiner Liechtensteiner und Vorarlberger Crew die dreibändige Sammlung *Am Rhii* konzipiert: *Mundarttexte aus der rheinnahen Ostschweiz* (Rorschach / Dornbirn / Vaduz 1996). Kein Mensch wird damit gerechnet haben, es seien Berner Oberländer Schriftsteller mitberücksichtigt. Dabei hätten sich Maria Laubers unerhört nobler Dialekt, auch die Sorgfalt punkto ‘Verschriftlichung’, sowieso ihr epischer Atem, nicht zuletzt ihre Stilhöhe durchaus messen lassen – messen an Erzählprosa von **Johann Josef Jörgler** (1860-1933, Vals), von **Heinrich Gabathuler** (1871-1955, Wartau), von **Jakob Kuratli** (1899-1981, Wartau), von **Leonhard Gantenbein-Alder** (1902-1970, Grabs), von **Jakob Gabathuler** (1909-1996, Azmoos). In Fringelis 1991er ‘Pro Helvetia’-unterstützter Darstellung der Mundartliteratur – und zwar ‘im Wandel’ – *kommt* keiner der Genannten *vor*. Ob’s daran gelegen hat, dass es darauf ankomme, *wo* einer lese? In Basel oder im Sankt Galler Rheintal? (Klaus Pezold: *Geschichte der Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert*. Berlin: Volk und Wissen, 1991, S. 296-309)

*Vor jedoch kommen* in Band 1 des *Am Rhii*-Lesebuchs, und zwar im Essay zum Wetterphänomen ‘Föhn’ und in der eingegliederten Folge dialektaler ‘Föhngedichte’, Maria Laubers ‹*Föhn*› (1965, in der Ausgabe 2023: S. 92), Christoph Nils ‹*Fehn*› (1984), Albert Streichs ‹*Fehnn*› (1970). – Laubers Gedicht lobt den Fallwind von Süden, welcher «dür d Schlafegg» sause, den Berggrat in die Nähe rücke und – wiewohl Gefahr bedeutend, da im Grund ein rauher Gefährte – «gottwilhe» sein solle. *Hoi, mys Haar flügt wien e Fahne* (Beginn der dritten Strophe) – wohl verdanken wir solchem ‘Luftlob’ sowie dem Gedicht davor, einem ‘Wolkenlob’, der Lyrikerin kühnste, vitalste Bilder!

**2001** – Im Jahr nach der Jahrtausendwende reiht **Barbara Traber** für den Licorne-Verlag in Murten ‘Bärdütschi Liebesgedicht’. Ordnet sie alphabetisch, nach Verfassernamen, so dass Jung und Alt Seite an Seite ‘auftreten’, Jahrgänge 1940 ff. neben Verfasserinnen mit Lebensdaten noch im 19. Jahrhundert. Macht es sich (Charaktersache!) nicht einfach, sondern bezieht auch strophische Texte von Liedermachern ein: von Liebesliedermachern. Maria Lauber kommt mit dem ‹*Miitscheli am Wäg*›- und mit dem ‹*Plange*›-Gedicht zu Wort (in der Ausgabe 2023 nur das zweiterwähnte: S. 114). Glückliche Wahl, denn Lauber-Poesie, worin ein ‘Du’ *kommt – entlig, entlig da* ist (statt auszubleiben / weggegangen zu sein / ausgewandert zu sein) – solcherart z *Zweijesy* findet in Laubers Lyrik extrem selten statt. Nüchtern gesagt: es fällt ‘aus dem Rahmen’. Demgegenüber hätte das (wie’s aussieht:) vorgesehene, umständehalber hintangesetzte ‹*Furt*›-Gedicht (Ausgabe 2023: S. 48) von einem Herzen berichten müssen, welches *ach! [es] blüetet schier!*

**2007** – In die Frühjahre des 21. Jahrhunderts hinein veranstaltet **Ursula Fölmli**, ‘Sprech-Spektakel’-Spezialistin, eine «poetische Schweizerreise». Mit ausschliesslich deutschsprachiger «Mund-Art» - ‘Reise’ lediglich durch deutschsprachige Kantone. Angeführt ist literarische Kunst von Jahrgängern

1975 / 1980 / 1985, aber auch von *nach* 1860 / *um* 1890 / *vor* 1920 Geborenen. Von Maria Lauber «usgläse» hat Fölmli das dreistrophige «*Nug es Mal*» – die Inachtnahme der Schneeschmelze *zeit* des Vorfrühlings, das Sehnen eines schriftstellenden Ichs, welches an der Seite einer Du-Figur nochmals, «es iinigs Mal», *talau*s zu gehen wünscht. Unsereiner (auf die Dauer *mit* wehmütig) bildet sich ein: *weltein* zu gehen wünscht.

Mit der Thematik ebendieses Texts sind wir Nachfahren neuerlich, *bon gré mal gré*, bei Botschaften wie aus dem «*Schnyje*»- und aus dem «*Vernachte*»-Gedicht (s. o. bei der Jahrzahl **1987**), welche den Winter ansagen und worin die schriftstellende Beobachterin sich offenbar auf stilleres, eben einsames Dasein gefasst macht? Auf Nächte *oni Schlaf*.

*I ligen da wi mengi Stund.  
Ds Lantwasser ruuschet us em Grund. [...]  
O wüsst ig net, das[s] Stärnenglanz  
jitz ot mer ischt, ud das[s] ig ganz  
in Gottes Huet u Hulde stah –  
wi wurd ier die Nacht vergah!*

Aus: *Bletter im Luft*, S. 33, mit angepasster Schreibung (nicht in der Ausgabe)